



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ausdruck, daß daneben fast alle andern bisher betrachteten Schöpfungen verblaffen. Am Abhang eines mit Palmen und wildem Gestrüpp bestandenen Hügels haben sich Hirten bei ihren Hürden zum Schlaf niedergelegt; schwarzes Gewölk bedeckt den Nachthimmel. Da bricht plötzlich aus den zusammengeballten Wolkenmassen ein überirdisches Leuchten hervor; erschreckt fährt Vieh und Mensch empor, die jäh aufgeschreckten Rinder suchen in gewaltigen Sätzen das Weite, einer der Hirten entflieht ebenfalls, während ein anderer gebannt von der himmlischen Erscheinung in die Kniee sinkt, ein dritter sich geblendet abwendet. Aus der Höhle im Hintergrunde eilen, geweckt von dem Aufruhr, noch andre Gestalten herbei: Was ist geschehen? Auf dem Saum einer Wolke tritt, umflutet von den blendenden Lichtstrahlen, in denen sich eine wirbelnde Engelschar wie Mücken ums Lampenlicht tummelt, in langwallendem weißen Gewande eine Engelsgestalt hervor, mit unnachahmlich hoheitsvoller Geberde die frohe Botschaft verkündend: „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr, in der Stadt Davids!“ Dies Blatt verkündet zuerst mit unwiderleglicher Beweiskraft, daß in Rembrandt einer der gewaltigsten Dichter zu uns redet, der mit Zauberkraft auch den nüchternsten Sinn in seine Gedankenkreise zu bannen und zur Höhe seiner Auffassung emporzu ziehen weiß.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Schulreform. Die Sturmflut der Reformgedanken und Reformbroschüren scheint angesichts der mündlichen Verhandlungen, die in Berlin gepflogen werden sollen, noch immer zu wachsen. Und in der That ist das, was Preußen etwa infolge der bevorstehenden Konferenz an seinen höhern Schulen ändern wird, nicht bloß für Preußen von der größten Wichtigkeit, sondern es hat auch Bedeutung für die andern deutschen Länder, wenn auch gesetzlich die Schule nicht Reichs Sache, sondern Landesangelegenheit ist. Baiern und Baden haben ja schon im Frühling dieses Jahres in parlamentarischen Verhandlungen nach mehreren Seiten hin den weitreichenden Einfluß der preußischen Reformbestrebungen anerkannt. Über die Personen, die Preußen zu den Konferenzen zu berufen im Begriff ist, beobachtet man mit gutem Grunde eine völlige Schweigsamkeit; jeder einzelne Name kam Gegenstand einer neuen unerwarteten Entschliebung werden. Sicher wird man ganz verschiedene Lebensstellungen zur Kritik des bestehenden höhern Schulwesens herbeiziehen. Wie man den Kranken über das, was er an seinem leidenden Körper empfindet, gern ausfragt, aber weder seine Theorien noch auch seine Meinungen über die besten Heilmittel gegen sein Leiden hoch anschlägt,

so wird man es auch hier thun, wie wir hoffen. Der Begriff des Sachverständigen läßt sich so wenig in der Erziehung, wie in der Heilkunst umgehen. Daß eine nur macht die Erziehung noch schwieriger, daß es sich hier auch um die historisch-politische Tradition handelt, die in dem Schulwesen vorliegt und die nur der Radikalismus gering schätzt. Man kann sie allerdings auch überschätzen und allzu konservativ für das Bestehende kämpfen. Dies thut in sehr interessanter Weise Professor Adolf Laffon in Berlin in seiner Schrift: *Sint ut sunt* (Berlin, Walter und Apolant), „Für das alte Gymnasium wider die Neuerer.“ Er giebt wohl zu verstehen, daß ihm hie und da noch ein Wunsch bleibt den alten Schulen gegenüber, aber es ist verhältnismäßig so wenig und so nebensächlich, daß er es schon aus taktischen Gründen gar nicht erwähnt. Eine Stelle wird besonders anstößig, vielleicht auch spaßhaft erscheinen (S. 41), wo er über die Phrasen des lateinischen Schüleraufsatzes spricht: „Wer nicht Phrasen machen gelernt hat, wird niemals von der Phrasenmacherei sich befreien können, und über den wird die Phrase, die andre machen, viel leichter ihre Gewalt behaupten. Die Phrase ist das edle Vorrecht der Jugendlichkeit, und man soll es der Jugend nicht verkümmern. Man muß dieses Stadium geistiger Entwicklung hinter sich gelegt haben, um davon frei zu werden.“ Laffon hat Anspruch darauf, daß wir seinen Worten den besten Sinn abzugewinnen suchen. Das Wort „Phrase“ hat für den Philologen einen ganz harmlosen Sinn, und es wird jedem aus Nägelsbachs Stilistik noch erinnerlich sein, welches Bildungsmittel in stilistischen Vergleichen vorliegt. Die Erfahrung zeigt übrigens, daß Primaner der besten Art, die ihre deutschen Arbeiten zu großer Befriedigung machten, in den lateinischen Aufsätzen gern der rhetorischen Anlage der lateinischen Sprache folgten. Ein solcher Schüler lernte zu gleicher Zeit den Anfang von Schleiermachers „Reden über die Religion“ auswendig, so sehr hatte er für eigentümliche Redeformen Interesse gewonnen. Das ist doch ein nicht unwichtiges Ergebnis der Schulung. Aber daß der lateinische Aufsatz dem „allgemeinen Unwillen“ bald erliegen wird, ist auch wohl Laffon nicht zweifelhaft. Vielleicht kommt er später einmal wieder zu Ehren, aber für jetzt unterliegt er dem Fatum, das seine „kräftigen Irrtümer“ durchsetzt. Es ist ganz thöricht, sich darüber zu beschweren.

Es war ferner auffallend, daß die Schrift Güßfeldts: „Erziehung der deutschen Jugend“ so lange glimpflich besprochen wurde; sogar Schreyer (Schulpforta) widmet ihr einen wohlwollenden Anhang. Nun aber begegnet sie großer Feindschaft. Einmal vonseiten des Professors de Lagarde in Göttingen, eines unsrer größten Gelehrten und ehemaligen Gymnasiallehrers, der etwas darauf hält, originale Ansichten zu haben. Selbst der Stil seines Gegners mißfällt ihm vom Standpunkte der Logik. Sodann zeigt ein aktiver Schulmann, Gymnasialdirektor Conradt in Greifenberg, in seinem Schriftchen: „Dilettantentum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserm höhern Schulwesen“ (Wiesbaden, Runze), was Güßfeldts Schrift wert ist, d. h. wie sie ein Beispiel von dem Dilettantentum ist, das sich um die Sache selbst nie ernstlich gekümmert hat. Das wird denn in vorzüglicher, frischer Darstellung überzeugend ausgeführt und nachgewiesen, wie der Herr Kritiker weder die schon acht Jahre alten Ministerialverfügungen, noch die heutigen Zustände kennt, nicht einmal die heutigen Einrichtungen für Gesundheitspflege. Die letzte Abteilung der Conradtschen Schrift ist äußerst praktisch und bespricht die Gehaltsverhältnisse der Lehrer, verglichen mit denen in andern Fächern und bei den Subalternen. Diese Angelegenheit, die recht übel steht, verdient eine baldige Reform, aber für einen weitem Leserkreis bietet sie keine Handhabe. Gerade der

Schulmann, dieser vielgerühmte „preussische Oberlehrer,“ bringt sie ungern und nur notgedrungen zur Sprache, weil er den Wunsch hat, daß die wirtschaftliche Seite seines Berufslebens gegen die ideale in den Hintergrund trete. Es werden sich schon Männer finden, die sich seiner ähnlich annehmen, wie sich die juristischen Parlamentarier ihrer Kollegen angenommen haben.

Ein wenig bedeutendes Schriftchen ist der erweiterte Vortrag: „Schule und Kulturentwicklung“ von Oberlehrer Friedrich Piezker zu Nordhausen. In der Vorrede wird zwar gesagt, daß der großartige Titel auf die Schrift nicht passe, aber er wird doch beibehalten. Natürlich fehlt auch die Beleidigung nicht, daß die alte Schule „sich in der starren Festhaltung abgelebter Formen gefällt.“ Noch weniger bietet die Broschüre des Konrektors Professors Dr. L. K. Schulze: „Vergleich der Bildungsmittel des humanistischen Gymnasiums und des Realgymnasiums.“ Ganz die alten Argumente, daß die beiden Arten der Gymnasien gleichgestellt werden müssen, nur mit etwas mehr Wohlwollen gegen die alten Gymnasien, als es ihnen meist auf Realschulmännerversammlungen zuteil wird.

Mit der Schulreform steht in einiger Verbindung das Schriftchen von H. Kaydt (Mathematiker): „Mehr Erziehung für die deutsche Jugend“ (Hannover). Der Verfasser hat sich um Betonung der körperlichen Übungen unsrer Jugend Verdienste erworben. Und so sollte auch der Titel dieser Schrift eigentlich lauten: „Ein zweites Wort für die Turnspiele.“ Ob die Schulen zur gymnastischen oder realen Klasse zählen und was sie sonst behandeln, tritt dem Verfasser zurück hinter der Frage, ob die Schulen ihren Zöglingen den Charakter des Gentleman mitgeben. Der Charakter und der Geist des Lehrers ist ihm die Hauptsache, die Schulen sollen daher in höherem Maße Erziehungsanstalten werden. Anstatt nun zu erörtern, daß der gesamte Unterricht so geartet sein müsse, daß er erziehend wirke, denkt der Verfasser an die körperliche, vom Lehrer geleitete Übung neben dem Unterricht, wodurch er sich die Sache doch allzu leicht macht. Aber er vertritt seine Sache mit Kenntnis und Wärme, sodaß man ihm gern folgt.

Die Frage, ob Lateinisch und Griechisch in Wegfall kommen sollen, wird in einer Broschüre*) eines „Laien,“ der Oberstleutnant a. D. ist, einer Erörterung unterzogen, die für die beiden neunjährigen Anstalten, Gymnasien und lateinlose Realanstalten, und ihre gesonderte Existenz ausfällt, nicht für ihre Gleichheit. Denn das Gymnasium soll zur Universität vorbereiten, die Realschule für die technische Hochschule. Die Realschulmänner werden darin nur einen Rückfall in die Wieseschen Realschulen von 1859 sehen, in eine Form, die der Urheber und die Gesetzgebung in Preußen verlassen hat, um den Realschülern, die Lateinisch gelernt haben, auch für die philosophische Fakultät den Zugang zu eröffnen. Es wird nicht angehen, diesen Schritt wieder zurückzunehmen, bis alle Welt einmal einsehen, daß die Maßregel unpraktisch war. Vorläufig ist das nicht zu erwarten. Im Gegenteil drängt alles auf Ausdehnung der Rechte der realistischen Abiturienten.

Der Historiker Treitschke hat jüngst dem Abdruck seiner schulpolitischen Aufsätze (aus dem Januar 1883) einen neuen Anhang zugegeben, der in vieler Beziehung in die Reformliteratur gehört. Er findet das Nebeneinanderbestehen von Gymnasium und realistischem Unterricht notwendig und sieht sie als Vorbildungsanstalten für die bekannten, ganz verschiedenen Hochschulen an, ohne aus der Verschiedenheit eine Spaltung der Nation zu besorgen. Die Gelehrtenschulen haben nach ihm mit allen ihren unleugbaren Mängeln doch bewiesen, daß sie ihrem Berufe noch heute ent-

*) Fort mit Griechisch und Latein? Von einem Laien. Karlsruhe, Meiff. 31 S.
Grenzboten IV 1890

sprechen. „Lebende Sprachen können den klassischen Unterricht unmöglich ersetzen, auch die Muttersprache allein bietet keinen Ersatz für die klassische Bildung, der wissenschaftliche Unterricht in der Muttersprache setzt schon voraus, daß die Schüler eine andre Sprache kennen. Nicht durch einen radikalen Umsturz ihres Lehrplanes, sondern durch festern Anschluß an die Universitäten können unsre Gymnasien wieder gesunde notwendige Dinge, wie Verfassungskunde, Volkswirtschaft fernhalten, weil die Universität erst in der Lage sei, diesen Unterricht zu erteilen. Die Mathematik, Chemie u. s. w. auf den Schulen noch mehr zu betreiben — es sei dem fakultativ in einer Selektta — hält er für verkehrt, wenn dann der ohnehin beschränkte Unterricht in den klassischen Sprachen noch mehr verstümmelt werden müßte. Dieser Unterricht scheint ihm durch die formalistisch-philologische Behandlung, die nach seiner Meinung noch immer herrscht, am meisten geschädigt zu werden. Wir glauben aus langer Erfahrung sagen zu können, daß die Lehrer der Gymnasien, besonders in den griechischen Autoren, aber auch in den lateinischen, doch immer mehr die einseitig grammatische Behandlung aufgegeben haben und ohne die Schatten der antiken Lebensanschauung zu leugnen, doch den Geist ewiger Jugend, der uns in ihnen entgegentritt, herauszufinden wissen. Daß es stets auch Lehrer geben wird, die am „Staub kleben,“ wird, wenn man sich unter Juristen und Theologen, wie sie sind, bewegt hat, nichts Auffallendes sein. Und daß es dem besten Lehrer nicht gelingt, alle Primaner zu einer innern Freude an den großen Geistern des Altertums mit fortzureißen, sollte die am wenigsten überraschen, die immer von dem Ballast sprechen, den staatliche Einrichtungen den höhern Schulen aufzwingen.

Ein Urteil über Gottfried Keller. In Nr. 35 der „Gegenwart“ findet sich ein Aufsatz über Gottfried Keller von Herrn Jakob Mähly (Professor in Basel), der sich die Aufgabe stellt, nicht das Lob des Dichters zu verkünden, sondern auf seine Mängel und Schwächen hinzuweisen, was bisher noch kaum geschehen sei. Es hätte dieser Versicherung des Verfassers nicht bedurft, denn freilich sieht man dem Aufsatz sofort an, daß Kellers Lob darin nicht gesungen wird, zugleich aber auch, daß der „Kritiker“ am liebsten kein gutes Haar an seinem Sezir-objekt lassen möchte, wenn es nur anginge. Ganz ist das nun freilich nicht möglich, selbst Mähly ist an der Klippe gescheitert, daß Keller als „Dichter in engem Sinne“ groß ist, obwohl er auch hier an ihm auszusetzen findet.

Wir glauben nicht, daß der Dichter einer Verteidigung gegenüber einem solchen Angriff, wie ihn Herr Mähly auf ihn versucht hat, bedürfe. Aber es ist nicht gut, ganz zu schweigen, zumal wenn es sich um allgemeine Grundsätze der Beurteilung handelt, und eben die sind es, die in dem Mähly'schen Aufsatz Anlaß zu schweren Bedenken geben. Wir lesen am Schlusse: Keller habe die Frauen, die bei uns und anderswo, wenn auch nicht über den Wert, so doch über die Popularität eines Dichters entschieden, nicht für sich gewonnen und werde sie schwerlich jemals gewinnen.*) Seiner Unpopularität sei aber zuzuschreiben, daß die Gesamt-

*) Wir hatten bei dieser Behauptung Mähly's die Frage auf der Zunge: Welche Frauen denn? Kann eine Sorte von Frauen, die unfähig ist, Kellers Dichtungen Geschmack abzugewinnen, den Erfolg von Erscheinungen der schönen Litteratur bestimmen? Wir kennen andre Frauen, und unsre Ritterlichkeit veranlaßte uns, wegen der uns sehr unwahrscheinlich klingenden Behauptung, daß die Gesamtausgabe von Kellers Schriften Mißerfolg gehabt habe, bei dem Verleger deswegen anzufragen. Er schreibt uns: „Die Äußerung des Herrn Mähly, daß die Gesamtausgabe der Werke Kellers eine geringe Verbreitung gefunden habe,

ausgabe der Werke Kellers einen (buchhändlerischen) Mißerfolg gehabt habe. Bei diesem merkwürdigen Urteil muß ein besonnener Leser stutzig werden. Da Wähly weiß, daß die Frauen nicht über den Wert eines Dichters entscheiden können, so wird er doch auch wissen, daß Wert und Popularität bei einem Dichter nie gleichen Schritt halten, ja meist im umgekehrten Verhältnis stehen. Oder ist etwa Goethe „populär,“ oder gar Homer und Dante? oder ist es Cervantes, Kellers Liebling? Oder giebt umgekehrt die Popularität mancher unsrer Modedichter einen Maßstab ab für ihren Wert? Einer unsrer angesehensten Kritiker, Heinrich Vulthaupt, nannte den Reflexer-Kultus eine der größten Blamagen des (nun vergangenen) Jahrzehntes. Dennoch, die Frauen haben für Reflexer geschwärmt und schwärmen noch für ihn, während ein wirklich musikkundiger Mensch die Zumutung, Reflexer für einen bedeutenden Komponisten zu halten, jedenfalls als eine Beleidigung empfinden muß. Wir glauben auch, daß der Mißerfolg der Gesamtausgabe Kellers teilweise mit seiner „Unpopularität“ zu erklären sei, teilweise aber doch sicher auch daraus, daß Kellers Verehrer seine Werke besitzen — sie sind doch einzeln immerhin ganz leidlich verkauft worden — und nur wenige mit Glücksgütern ausreichend gesegnet sind, sich daneben die (übrigens etwas nachlässig gedruckte) Gesamtausgabe anzuschaffen. Die Zeit wird auch für Kellers Werke kommen, nämlich wenn sie „frei,“ d. h. billig sein werden und das Urteil einsichtiger Litterarhistoriker und Laien durchgedrungen sein wird, daß Keller ein Klassiker unsers Volkes sei so gut wie Schiller und Goethe. Freilich ob er dann mehr gelesen werden wird, wer will das wissen? Stehen doch auch Schillers und Goethes Werke meist arg verstaubt auf den Bücherbrettern ihrer Besitzer.

Wir müssen doch glauben, daß die Frauen es Herrn Wähly angethan haben mit ihrem Urteil, wenigstens vermögen wir uns eine ganze Reihe seiner Äußerungen nicht anders zu erklären. Dem „Tanzlegendchen“ macht er zum Vorwurf, daß die allerhöchste Trinität darin unter langsam hinfallendem Donnereschlag die neun Musen zum christlichen Himmel hinaustreibe. Wenn man nichts Besseres mit ihr anzufangen wisse, solle man sie lieber ganz aus dem Spiele lassen. So könnte eine Frau urteilen, allenfalls auch ein Pietist, und dem Letztern wird doch Wähly so wenig wie der Erstern ein richtiges Urteil zugestehen. Wenn man weiß, wie tief Keller in religiösen Dingen fühlt — und um das zu erfahren, braucht man nur den „Grünen Heinrich“ zu lesen —, so wird man sich dadurch nicht irre machen lassen, daß Herr Wähly aus den „Legenden“ überhaupt den Eindruck empfangen zu haben scheint, daß ihnen die Achtung vor dem Heiligen fehle. Was er im übrigen gegen die Behandlung der Legenden vorbringt, beweist nur, daß er einen Vergleich der Vorlagen Kellers mit seiner Dichtung nie angestellt hat, also

ja der Mißerfolg derselben nicht mehr bemäntelt werden könne, habe ich seiner Zeit kennen gelernt. Irgend eine Gegenäußerung zu thun, fand ich nicht Anlaß. Auf Ihre freundliche Frage aber nehme ich keinen Anstand Ihnen der Wahrheit gemäß mitzuteilen, daß die Verbreitung der Werke Kellers in der Gesamtausgabe sehr ansehnlich ist und meine Erwartungen bedeutend übertroffen hat. Diesen guten, nach meiner Ansicht sehr guten Erfolg werden Ihnen die Buchhandlungen, vor allen die schweizerischen, bestätigen müssen. Die Mitteilung von Zahlen verbietet sich, dagegen interessiert es Sie vielleicht zu erfahren, daß ich die erste Auflage, die selbstverständlich eine starke Auflage war, während des Erscheinens absetzte, daß ich noch im vorigen Jahre (der letzte Band erschien Anfang November vorigen Jahres), zwei Neudrucke der zehn Bände veranstaltete, und daß ich gegenwärtig wiederum einen Neudruck bei der anhaltenden erfreulichen Nachfrage und Verbreitung veranstalten muß. Ich bin nicht gewöhnt, stark aufzutragen oder gar zu renommiren, ich kann nur einfach den sehr guten Erfolg, die starke Verbreitung der Gesamtausgabe konstatiren, und glaube, daß, trotz des relativen Begriffs, jeder Verleger diese Erklärung getrost abgeben würde und könnte.

nicht weiß, in welcher entzückend anmutiger Weise der allerdings oft „heikle“ Stoff dieser alten Geschichten vom Meister umgeformt worden ist. Oder hat Mähly einmal den „schlimmheiligen Vitalis“ — und das ist doch eigentlich die bedentlichste dieser Legenden, wenn man denn durchaus prüde sein will — beim Metaphrasen gelesen? Es ist der Mühe wert, hier zu vergleichen.

Der „Grüne Heinrich“ findet vollends keine Gnade vor den Augen des strengen Richters. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Recht haben, die meinen, daß Keller nicht wohl daran gethan habe, den „Roman“ umzuarbeiten und damit abzuschwächen. Mähly wird der andern Ansicht sein, aber offenbar hat er auch an der neuen Gestalt nichts zu loben gefunden. Bei dem, was er über das Werk zu sagen weiß, muß es einem schwindl werden. Da heißt es zuerst: Die maßlosen Exkurse über Willensfreiheit, römisches Recht, Glaube, Katechismus und Konfirmation, Pädagogik, Schauspielerlei, bis herunter zur Revalenta Arabica, wegen deren der Dichter selber mitten in seinem Roman sich zu entschuldigen gedrungen fühlt, könnten nur dann in Kauf genommen werden, wenn er uns wenigstens für seinen Heinrich zu erwärmen vermöchte. Man gestatte die Bemerkung, daß hier ein Vergleich mit „Dichtung und Wahrheit“ — ich nenne absichtlich die „Wanderjahre“ nicht — sehr nahe liegt. Oder finden sich dort nicht ebenso „maßlose Exkurse“? Und sind sie etwa so besonders viel „interessanter“ — für Frauen —, als die im „Grünen Heinrich“? Wer sagt denn, daß dieses Werk ein „Roman“ sei, mehr als es „Dichtung und Wahrheit“ ist? Und selbst, wenn es ein Roman wäre, ist denn ein guter Roman nur um der „Geschichte“ willen da? Das können doch nur Frauen, und Gott sei Dank! selbst die nicht alle sagen. Behandeln die Kellerischen Exkurse nicht gerade die Gegenstände, denen alle gebildeten Menschen tiefe Teilnahme zuwenden, und behandeln sie sie nicht in einer Weise, daß selbst jemand, der anders über die höchsten Fragen denkt wie Keller, daraus unendliche Anregung empfangen kann? Oder wie denkt Herr Mähly von Goethes Exkurs über die katholischen Sakramente? Aber es ist ja nicht das allein, die Gestalt des Grünen Heinrichs selbst ist Mähly unsympathisch, dieser „noch unter dem Tiefstand einer problematischen Natur wandelnde Knabe Heinrich, welcher lügt, stiehlt, verleumdet und sich beständig hart an der Grenze bewegt, wo der ordentliche Mensch aufhört und der Lump beginnt, der diese Grenze sogar ziemlich oft und ziemlich weit überspringt.“ Armer Keller! Hättest du gedacht, daß man deine Herzensbekenntnisse so gröblich entstellen würde, nun — du hättest sie am Ende doch gemacht! Er „stiehlt, lügt und verleumdet“! Aber dieser „Heinrich“ ist ein von ganz Deutschland — Verzeihung, nicht von Herrn Mähly und den Frauen — hochverehrter, großer Dichter geworden, und mit seinem Stehlen, Lügen und Verleumden war es kaum so schlimm, daß andre ein Recht hätten, sich in die Brust zu werfen und darüber abzurteilen. Hätte Herr Mähly auch die Gewissensbisse empfunden, die Gottfried Keller, wollte sagen der „Grüne Heinrich“ empfand, als er sein Darlehen von dem armen Römer zurückforderte? In einer der hübschen Erzählungen von Heinrich Seidel — sie würden Herrn Mähly schwerlich tief genug sein — heißt es von ähnlichem Lügen, wie es der „Grüne Heinrich“ betrieb: „Diese Erscheinung, welcher man nicht allzu selten im Leben begegnet, scheint mir ein mißgeleiteter Dichtungstrieb zu sein; vielleicht wäre unser Mann — Hans Hinderlich heißt er — bei seiner stets regen Erfindungsgabe durch eine andre und bessere Erziehung ein großer Poet geworden und hätte auf dem Gebiet der schönen Lüge, die wieder zur Wahrheit wird, Beträchtliches geleistet.“ Das dünkt mich ein gerechtes, echtes Urteil.

Man müßte jeden einzelnen Satz des Mähly'schen Aufsazes durchnehmen, um zu zeigen, wie wenig dem Verfasser ansteht, über Keller zu urteilen. Wir dürfen die Leser damit nicht ermüden. Nur darauf wollen wir noch hinweisen, daß er für Kellers Humor — er sagt es selbst — gar keinen Sinn besitzt und also eben darum besser thäte, darüber zu schweigen. Aber bis zu welchen Kleinlichkeiten verirrt sich der „Kritiker.“ Das „Verlorene Lachen“ könnte ebenso gut das „Wiedergewonnene Lachen“ heißen. Wie herzlich würde Keller gelacht haben über diese große Entdeckung! Und nun gar der „gelehrt litterarische“ Titel: „Romeo und Julie auf dem Lande,“ wie regt er Mähly auf! Wir fragen jeden, der diese Novelle gelesen hat — das ist natürlich die Voraussetzung, denn erst der Inhalt erklärt den Titel, wie immer —, ob er diese Überschrift „unpassend“ finde? Der Schwank „Schmied seines Glückes“ ist „schon darum verfehlt, weil er auf völlig unsittlicher Grundlage sich aufbaut.“ So reden Frauen und Pietisten! Daß der Humor hier völlig unter dem Pantoffel der Madame Langeweile stehen soll, ist ein Urteil, das auf Rechnung der schon erwähnten Abneigung Herrn Mähly's gegen Kellers Humor kommt. Fast sollte man meinen: seiner Abneigung gegen den Humor überhaupt. Wenigstens wenn er es für das Ideal des Humors halten sollte, daß er „nach der hohen Schule zugeritten“ sei, so scheint ihm selbst der Humor gänzlich abzugehen. Wir ändern haben es immer für das Kennzeichen echten Humors gehalten, daß er „kalte mitwillige Seiten- und Quersprünge“ macht und sich auf allen — darum noch nicht ungeeigneten — Plätzen heruntummelt. Endlich ist noch zu erwähnen, daß Herrn Mähly die ganze Struktur in den „Mißbrauchten Liebesbriefen“ — nicht „Gemißbrauchten,“ wie Mähly schreibt — ungesund und das Gefühl verlezend erscheint. Doch nicht wegen des allerliebsten, harmlosen Briefwechsels, an dem doch selbst schon so manche Frau, der anstößige Verhältnisse ein Greuel sind, ihre Freude gehabt hat?

Damit können wir schließen. Unfre großen Dichter stehen zu hoch, als daß wir sie in den Weihrauchnebel der Unfehlbarkeit zu hüllen brauchen, auch bei Keller fällt das keinem Menschen ein, aber Herr Jakob Mähly steht jedenfalls nicht hoch genug, um an ihnen herumzumäkeln.

G K

Französische Urteilslosigkeit. Man kann es den Franzosen zugeben, daß sie mehr und mehr versuchen, in die Eigentümlichkeiten und Vorzüge deutschen Lebens und deutschen Geistes einzudringen und sie besser würdigen zu lernen; es mag selbst auf streng fachwissenschaftlichem Gebiete fortdauernd, ja seit 1870 noch wachsend Verührung und Austausch zwischen hüben und drüben stattfinden; trotzdem stößt man bei den sogenannten Gebildeten unter ihnen auf eine Unkenntnis deutscher Verhältnisse, eine Unfähigkeit — wenn nicht Widerwilligkeit! — solche zu begreifen, die manchmal staunenswert ist. Die übrigens ausgezeichnet geleitete und gerade für die besten Leserkreise bestimmte (legitimistische) Monatschrift Frankreichs, der in Paris erscheinende *Correspondant* liefert hin und wieder schlagende Beispiele dafür. So auch jetzt wieder in ihrem von einem gewissen Ch. Savy geschriebenen Artikel über den Sozialismus in Deutschland.

Es ist bekannt, daß man sich in Frankreich im allgemeinen den Grundzügen der deutschen Sozialpolitik abweisend und mißbilligend gegenüberstellt. Die soziale Gefahr soll dort geringer sein, weil sich die Besitzverhältnisse durch bessere Mischung des kleinen und großen mit dem mittlern Vermögen gesunder gestalteten. Auch erwartet man nichts von der durch unsre Reichsversicherungsgesetzgebung gewollten Fürsorge des Kapitals für die Arbeiter und der erzwungenen Selbsthilfe der

Arbeiter, weil man meint, alles der vernünftigen Entwicklung der Dinge aus sich selber heraus überlassen zu dürfen. So weist man denn auch Deutschland mit Genugthuung auf ein Beispiel im eignen Lande hin, auf das Aufblühen und die segensreiche Wirksamkeit der Reiffeisenschen Genossenschaften, die es allerdings von jeher verstanden haben, sich jeder bürokratischen oder überhaupt staatlichen Beeinflussung und Reglementierung zu entziehen. Die Befürchtung einer absorption de l'individu par l'état, vor der Edmond Billey 1882 in seinem preisgekrönten Werke „Die Aufgabe des Staates“ so nachdrücklich warnte, mag bei solchen Anschauungen der Franzosen eine unbewußte Rolle spielen; nach den dortigen politischen Erfahrungen auch wohl nicht mit Unrecht.

Ch. Savy ist offenbar bemüht, seinen Lesern eine ernsthafteste, tiefergehende Studie zu bieten. Aber trotz des mancherlei Anregenden, das sein Aufsatz bringt — welche auffällige Unkenntnis in Dingen, welche Mißverständnisse und fehlgreifenden Urteile! Eine bessere deutsche Zeitschrift dürfte so etwas ihren Lesern nicht bieten.

Savy schickt seiner Studie ein Verzeichnis der hervorragendsten, den Sozialismus behandelnden Schriften voraus. Der Beneidenswerte hat geglaubt, er brauche — außer den Arbeiten von Laveleye und Grad —, nur folgende Bücher durchzulesen: Alder, Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung; Dr. Josef Jörg, Geschichte der sozialpolitischen Partei in Deutschland; Laffalle, Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch; Schöffle (den er fortwährend Schöffle nennt), Die Quintessenz, und Mary, Das Kapital! Nicht einmal die verschiedenen Begriffe, die gerade in Deutschland mit dem Worte Sozialismus verbunden werden, hat er sich klar gemacht; kein Wunder, daß er u. a. zu folgenden Sätzen gelangt: Der Rücktritt des Reichskanzlers Fürsten Bismarck sei lediglich ein Sieg der sozialdemokratischen Partei; genau so, wie jener früher schon im Kulturkampfe vom Zentrum entwaffnet worden sei. Die Gründung des deutschen Reiches sei eine zwar ferner liegende Förderung, aber doch immer eine Förderung des Sozialismus. Denn das Reich, weit davon entfernt, die erhofften Freiheiten zu gewähren und die soziale Lage der Armen zu bessern, sei noch „autoritärer,“ [?] als die frühern kleinen Staaten. Wo die Auswanderung in Deutschland am lebhaftesten sei, wachse der Sozialismus ebenso rasch, wie in seinen Hauptbollwerken Berlin und Sachsen. Und dafür wird von Savy — kaum glaublich! — als Beweis Hamburg angeführt! Daß Hamburg ein Hauptauswanderungshafen ist, scheint dem französischen Gelehrten unbekannt geblieben zu sein.

Savy meint auch, in Frankreich arbeite sich häufig genug der Arbeiter zu Wohlstand und Reichtum empor; dem deutschen Proletarier gelinge das nur selten, und zwar, weil in Deutschland die Konkurrenz größer sei, die Hilfsquellen des Landes und der Unternehmungsgeist geringer.

Nach Erlaß des Sozialistengesetzes bediene sich, erzählt er seinen Lesern, die deutsche Sozialdemokratie an Stelle der verbotenen „Affoziation“ der réunion, „le Verein“ genannt, einer Vereinigung von vier oder fünf Personen bei Bier und Zigarren — eine sachlich sehr richtige, aber sprachlich desto schiefere Bemerkung.

Der Aufsatz schließt mit folgendem wichtigen Satze: „Die Politik des Herrn von Bismarck hat in Europa eine verwüstende Wirkung gehabt, sie kann für Deutschland nicht schöpferisch sein. Die Zukunft der kaiserlichen Gewalt hängt weniger von ihren unmittelbaren Bestrebungen, das Los des Volkes zu bessern, ab, als von dem größern oder geringern Gewicht, das sie auf die Wechselbeziehung zwischen ihrer innern und ihrer äußern Politik legt; auch die nächste Zukunft des Sozialismus hängt davon ab.“

Savy hat übrigens bei seiner Arbeit in der deutschen Geschichte bis zu den Freiheitskriegen und bis auf die Burschenschaft (erläutert als association des étudiants!) zurückgehen zu müssen geglaubt. Zudem er das Auf und Nieder der liberalen und der demokratischen Gedanken verfolgt, kommt er auch auf Herwegh und dessen Schrift „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ zu sprechen, und übersetzt dieses Vingt et un ares de Suisse. So weiß er denn auch jetzt von einem schönggeistigen und allgemein geschätzten Werke des sozialistischen Dichters Träger: „Deutsche Kunst in Bild und Lied“ — l'art plastique et la chanson en Allemagne! — zu berichten.

Nach Anführung solcher seltsamen Schnitzer möchten wir aber doch noch sagen, daß sich in dem Savyschen Aufsätze auch eine Reihe recht guter Gedanken finden. Wir rechnen dazu, daß er mit Schäffle darin übereinstimmt, der Sozialismus sei ein Wirtschaftssystem, wie es nicht feindlicher gegen die Uebermacht der Finanzwelt und insbesondre der Juden erdacht werden könne.

Litteratur

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Conrad und Voening in Halle, Elster in Breslau und Lexis in Göttingen. Erster Band: Abbau — Autorrecht. Jena, G. Fischer, 1890

Ein Unternehmen, das wir sowohl wegen seiner Notwendigkeit als im Hinblick auf die Namen seiner Herausgeber von vornherein willkommen heißen, und das unsre günstigen Voraussetzungen durch seinen ersten Band (1046 Seiten stark) dermaßen bestätigt, daß wir es unbedenklich empfehlen zu dürfen glauben. Es ist aber bis jetzt auch einzig in seiner Art, indem es dadurch, daß die Herausgeber sich die Grenzen ihrer ganzen Aufgabe enger als ihre Vorgänger auf diesem Gebiete steckten, Raum gewonnen hat für eine ausführlichere und gründlichere Behandlung der einzelnen Gegenstände, die ihm nach dieser Beschränkung verblieben. Bei der fortdauernd gewachsenen Bedeutung der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Fragen ist das Bedürfnis nach einem Nachschlagewerke, das über die bei deren Beantwortung nötigen Kenntnisse hinreichend Auskunft erteilt, geradezu dringend geworden; denn die bis jetzt noch im Gebrauch befindlichen ältern Staatslexika entsprechen diesem Bedürfnisse nicht in genügendem Maße, weil sie ein weiteres Gebiet ins Auge gefaßt hatten und infolge dessen über die Dinge, von denen die Gegenwart vorzugsweise bewegt wird und über die jeder gewissenhafte Zeitungsleser beinahe täglich Belehrung verlangt, sich kurz zu fassen gezwungen waren. In Mohls Encyclopädie werden zu den Staatswissenschaften gerechnet: allgemeine Staatslehre, öffentliches Recht, Verfassungsrecht, Verwaltungs- und Völkerrecht, ferner Staatsfittenlehre, Staatskunst oder Politik, Staatsgeschichte und Statistik. Auch die neuern Werke über Staats- und Verwaltungsrecht entsprechen dem erwähnten Bedürfnisse wenig, da sie auf wesentlich juristischem Standpunkte stehen und die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wissenschaften nur insofern berücksichtigen, als dies bei der Darlegung des öffentlichen Rechtes geboten erscheint. Unser „Handwörterbuch“ schlägt andre Wege ein, es will nach dem heutigen Stande unsers Wissens und mit Berücksichtigung der Anforderungen der Praxis die Staatswissenschaften im engeren Sinne behandeln und namentlich alle Fragen und Ergebnisse der Volkswirtschaftslehre, der Gesellschaftslehre, der Wirtschafts- und Sozialpolitik, der Finanzwissenschaft und der Statistik so gründlich, als es bei encyclopädischer Darstellung möglich ist, erörtern. Die oben angeführten, in Mohls Werke einbezogenen Wissens-